



MICHAEL WILDT

ZERBORSTENE
ZEIT

*DEUTSCHE
GESCHICHTE*

1918–1945

C.H.BECK

Michael Wildt
Zerborstene Zeit

Michael Wildt

Zerborstene Zeit

Deutsche Geschichte
1918 bis 1945

C.H.Beck

Dieser Band ist zugleich Band 9 der *Neuen Deutschen Geschichte*.

Mit 12 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

Umschlagentwurf: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Während des Kapp-Putsches werden Flugblätter
aus der Luft auf dem Potsdamer Platz in Berlin verteilt. © Topical

Press Agency/Getty Images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

ISBN Buch 978 3 406 77660 1

ISBN eBook (epub) 978 3 406 77661 8

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 77662 5

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im
Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website
www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele
weitere Informationen.

Inhalt

Einleitung	9
1. Moskau – Washington – Berlin 1918.	25
Januarstreik 27 – Scheitern der Frühjahrsoffensive 29 – Bitte um Waffenstillstand 31 – Schock im Reichstag 33 – Erschütterung der Öffentlichkeit 34 – Revolutionäre Hoffnungen 36 – Die Kriegsgesellschaft zerfällt 38 – Notenwechsel 41 – «Die Kronen rollen auf das Pflaster» 43 – Widerstrebende Zeitebenen 44 – Der Aufstand bricht los 47 – Revolution in Berlin 51 – «Kein Bruderkampf!» 57 – Unabgeholtenes 58 – Waffenstillstand 62 – Konterrevolution 64 – Eine mehrdeutige Revolution 67	
2. München – Budapest – Versailles 1919	71
München im Ersten Weltkrieg 73 – Novemberrevolution in München 75 – Revolutionsregierung 77 – Attentat auf Eisner 83 – München wird Räterepublik 85 – München und die Weltrevolution 91 – Sieg der Konterrevolution 97 – Versailler Diktat 100 – Staatsstreichversuch von rechts 109	
3. 1923 – Ausnahmezustand und Volksgemeinschaft	115
Reparationsverhandlungen 116 – Protest 118 – Besatzungsalltag 120 – Nationale Emotionen 122 – Völkische Politik von links 125 – Rassismus und Misogynie 127 – Hyperinflation 129 – Währungsreform 136 – Putschversuche 137 – Wirtschaftliche Konsolidierung 142 – Volksgemeinschaft 144	

4. Locarno 1925 – Außenpolitik als Gesellschaftsausflug . . . 153

Annäherungen 154 – Erstarken der Rechten 157 – Vorbereitungen einer Konferenz 159 – Die Teilnehmer – das alte und das neue Europa 162 – Eröffnung der Konferenz 167 – Mediale Wirkungen 169 – Persönliche Gespräche 171 – Garantieverträge für Polen und die Tschechoslowakei 174 – Schlussitzung 178 – Nachwirkungen 180

5. 1926 – Josephine Baker und People of Color in Deutschland 187

St. Louis 189 – Paris 193 – Cakewalk in Berlin 195 – Afrikanerinnen und Afrikaner in Deutschland 197 – Josephine Baker in Berlin 202 – Ikone der Neuen Frau 207 – Rassistische Attacken 210 – Schwarze im Nationalsozialismus 214

6. «Menschen am Sonntag» – Arbeit, Freizeit, Politik um 1930 219

Weibliche Angestellte 223 – Neue junge Frauen 226 – Kino 231 – Chaplin in Berlin 237 – Ökonomischer Zusammenbruch 240 – Erfolge der Nationalsozialisten 241 – Höhepunkt der Krise 1931/32 247 – Superwahljahr 1932 249

7. Nationalsozialistische Machteroberung. Wittlich 1933 . . . 261

Wittlich Februar 1933 263 – Wahlen im März 265 – Machteroberung 270 – Boykott jüdischer Geschäfte 273 – Nationalsozialistische Lokalpolitik 278 – Mai feiern 281 – Zustimmung und Verfolgung 284 – «Gleichschaltung» in Wittlich 288 – Novemberabstimmung 294 – 1933 – Umwälzung der Gesellschaft 297

8. 1936 – Äthiopien, Spanien: Der Weltkrieg rückt näher . . . 303

Krieg gegen Abessinien 304 – Deutsch-italienische Annäherung 309 – Einmarsch ins Rheinland 312 – Antisemitische Verfolgung 316 – Olympia 320 – Krieg in Spanien 325 – Vierjahresplan 332 – «Rassistische Generalprävention» 334 – Achse Rom–Berlin 336 – Beckett in Deutschland 339

9. Schicksalsjahr 1938. 345

«Anschluss» 346 – Raub 352 – Aktion «Arbeitsscheu Reich» 356 – Évian-les-Bains 359 – Sudetenkrise 364 – Pogrom 372 – «Schicksalsjahr 1938» 381

10. Vernichtungskrieg – Lemberg 1941	385
Erster Weltkrieg 387 – Zwischenkriegszeit 389 – Sowjetische Besatzung 393 – Einmarsch der Wehrmacht 397 – Pogrom 399 – Bilder der Gewalt – Gewalt der Bilder 402 – Propaganda 405 – Vernichtungskrieg 407 – Holocaust in Lem- berg 410 – Nachkrieg 419	
 11. Holocaust. Amsterdam – Sobibór 1943	 425
Krankenmorde 426 – Vernichtungskrieg 428 – Westeuropa 429 – Depor- tation der deutschen und österreichischen Juden 434 – Ausweitung der Depor- tationen 438 – «Aktion Reinhardt» 440 – Sobibór 443 – Deportationen aus den Niederlanden 449 – Mord in Sobibór 454 – Aufstand 457 – Schlussphase des Holocaust 461	
 12. 1945 – Eine Welt in Trümmern	 469
Das Ende naht 470 – Der Kriegswinter 1944/45 473 – Befreiung in Ausch- witz 476 – Luftkrieg 480 – Vorstoß im Westen 484 – Todesmärsche 486 – Victor und Eva Klemperers gefährvolle Flucht 490 – Angriff auf Berlin 494 – Das Ende in Hamburg 498 – V-J Day 502	
 Schluss	 505
 Anmerkungen	 519
 Abkürzungsverzeichnis	 573
 Literaturverzeichnis	 575
 Bildnachweis	 621
 Personen- und Ortsregister	 622

Einleitung

Wie lässt sich heute eine deutsche Geschichte schreiben? Für den großen historischen Erzähler Golo Mann war es noch eine unbezweifelbare Tatsache, dass es «die Deutschen» gibt, deren Geschichte grundverschieden von denen anderer europäischer Nationen ist, unvergleichlich, einzigartig und doch den anderen auch nahe und ähnlich.¹ Diese Gewissheit ist uns abhandengekommen, denn wir wissen nunmehr, dass Nationen historisch-konstruiert sind.² Gleichwohl bleiben Nationen, darüber werden wir immer wieder aufs Neue belehrt, politisch wirkmächtig. Wenn es darum geht, Gemeinschaft herzustellen, indem man die «Anderen» ausschließt, wird das Nation-Building zuweilen mörderisch. Dennoch sind in der Geschichtswissenschaft, so Lutz Raphael, jenseits des Nationalen längst «internationale bzw. transnationale Menschengruppen, Vergemeinschaftungsformen, Strukturen oder Prozesse in den Mittelpunkt [gerückt], die bislang aus nationalzentrierter Perspektive als marginal galten».³

Golo Manns großer Kritiker, der Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler – man lese nur das scharfe Duell zwischen ihnen in dem kleinen Band «Theorie und Erzählung in der Geschichte»⁴ – hatte gleichfalls Großes im Sinn, wenn auch nicht die Geschichte einer deutschen Nation, sondern eine theoretisch von Max Weber inspirierte allgemeine deutsche Gesellschaftsgeschichte. Diese gleiche, wie Wehler selbst formulierte, mit ihrer Untersuchung der Wechselwirkungen von Wirtschaft, Herrschaft und Kultur dem, was in der französischen Geschichtswissenschaft Totalgeschichte genannt werde. Entstanden ist eine monumentale «Deutsche Gesellschaftsgeschichte» vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, deren Umfang und Materialreichtum in der Geschichtswissenschaft ihresgleichen sucht, von der Wehler selbst aber einräumte, dass Totalität nicht gelingen könne. Dennoch beharrte er darauf, dass sein Ansatz als regulative Idee, als neues Paradigma begriffen werden müsse.⁵

Mit Wehlers Gesellschaftsgeschichte gelang zweifellos ein grundlegender Perspektivwechsel, der die Geschichtswissenschaft in Westdeutschland

nachhaltig geprägt hat und mit der Aura des Durchbruchs einer modernen historischen Sozialwissenschaft bis heute verbunden ist.⁶ Dennoch blieb die Einheit des Untersuchungsgegenstandes, die deutsche Gesellschaft, unhinterfragt. Was aber konstituierte diese Einheit, wenn nicht die Grenzen des (klein)deutschen Nationalstaates, den Wehler auch retrospektiv auf die Zeit vor der Gründung des Kaiserreichs 1871 seinem Werk zugrunde legte? Stellt Staatsbürgerschaft das Kriterium für die Zugehörigkeit zur Gesellschaft dar? Oder bildet die Bevölkerung im Ganzen innerhalb bestimmter nationalstaatlicher Grenzen die Gesellschaft? Gesellschaft war für Wehler nichts Homogenes, Einheitliches, im Gegenteil, aber die Spaltungen und Gegensätze in der deutschen Gesellschaft waren in erster Linie sozial bestimmt. Klassen sind das Strukturelement in Wehlers Gesellschaftsgeschichte, nicht Religion, Geschlecht oder Differenzen aufgrund der Herkunft. Und auch nach innen existierten für Wehler unverhandelbare Bindungskräfte, die trotz aller sozialer Ungleichheit die verschiedenen Klassen zu einer Gesellschaft verschmolzen – und eben eine «totale» Gesellschaftsgeschichte möglich machen sollten.

Thomas Nipperdey brach mit dieser Perspektive des Kollektivsingulars. Er legte sozusagen als Konkurrenzprojekt die mehrbändige, ebenfalls vielgelobte «Deutsche Geschichte» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vor. Darin findet sich die bemerkenswerte Aussage: Würde man die Bände zusammennemen, so hätten wir es «mit einem Ensemble von Geschichten» zu tun, da die «Teilwirklichkeiten einer Lebenswelt auch schlicht nebeneinander bestehen, unabhängig voneinander».⁷ Eine deutsche Geschichte, wie Nipperdey sie schrieb, war nicht eine Geschichte des Deutschen Reiches, auch keine Geschichte der Deutschen, sondern sollte «die Mitte zwischen einer «Geschichte von oben» und einer «Geschichte von unten» halten. Dennoch gab Nipperdey in seinem bewundernswerten Werk nicht den Anspruch einer großen Synthese auf, sondern hielt am «Ansatz einer totalen Geschichte» fest, in der all die unterschiedlichen Teilwirklichkeiten in einer Gesamtschau dargestellt werden sollen.⁸

Auch Ulrich Herbert erhält in seiner «Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert» die Annahme aufrecht, dass die Jahre zwischen 1890 und 1990 trotz der Tatsache, dass sie in zwei Epochen geteilt seien, die unterschiedlicher nicht sein könnten, als historische Einheit zu verstehen seien, die er «Hochmoderne» nennt. Allerdings konzidiert er, dass es einen einzigen Begriff, eine einzige These oder Formel, auf die sich das deutsche

20. Jahrhundert zusammenfassen ließe, nicht geben könne. Das würde «der Vielfalt, den gegenläufigen Bewegungen, den Unschärfen und vor allem der Kontingenz» der Entwicklungen widersprechen.⁹

Ist es ein Zufall, dass dieses Textgenre der großen deutschen Geschichten – von wenigen Ausnahmen wie Mary Fulbrook abgesehen, die allerdings gleichfalls ein Buch vorgelegt hat, das das 20. Jahrhundert durch die Perspektive von «Dissonant Lives» betrachtet¹⁰ – von Männern geschrieben wird? Ute Frevert zum Beispiel hat eine andere deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert vorgelegt, die Gefühle in den Mittelpunkt stellt. Gefühle «sind auf vielfache Weise in die Geschichte eingewoben. Sie gestalten menschliche Beziehungen, in der Familie ebenso wie in der Politik.»¹¹ Zudem baut Frevert ihr Buch nicht entlang einer Chronologie auf, sondern ordnet es lexikalisch nach Gefühlen, die wiederum jeweils in ihrer historischen Vielheit von Jahrhundertbeginn bis in die Gegenwart dargestellt werden.

I.

An diese historiographische Entwicklung von der vormaligen Gewissheit, dass die deutsche Geschichte eine Einheit bilde, hin zur Einsicht in die Pluralität, Vielgestaltigkeit und Vielzeitigkeit von Geschichten im 20. Jahrhundert knüpft dieses Buch an. Es unternimmt nicht den Versuch, deutsche Geschichte unter ein Paradigma zu stellen. Vielmehr sollen hier angesichts der Zerrissenheit des 20. Jahrhunderts die Brüche und Diskontinuitäten sichtbar werden. Kein Höhenflug über das Jahrhundert, keine Totalaufnahme und auch keine Meistererzählung wird angestrebt, vielmehr der Versuch, die Kanten und Zacken, die Pfade und Wege, die Lichtungen und Abgründe dieser zerklüfteten Landschaft zu zeigen, die wir das 20. Jahrhundert nennen.

Eine solche «neue deutsche Geschichte», um den Titel der Reihe, in der dieses Buch erscheint, ein wenig ironisch aufzugreifen, wechselt die Perspektive. In der «postheroischen Phase» der Geisteswissenschaften im 21. Jahrhundert (Paul Nolte)¹² gibt es keine großen Helden mehr, die durch die Geschichte führen können. Aber es gibt vielfältige Akteurinnen und Akteure, die auf unterschiedliche Weise ihre Geschichte machen und uns verstehen lassen, was Menschen in diesen Jahren zwischen 1918 und 1945

bewegt hat, wie sie versucht haben, durch die Zeitläufte zu kommen, sich zu orientieren, Anteil zu nehmen und ihr Leben zu gestalten. In den Worten eines deutschen Historikers, dessen nachhaltige Wirkung auf die Geschichtsschreibung noch immer unterschätzt wird, der meine wissenschaftlichen Arbeiten jedoch stark geprägt hat: Alf Lüdtke, interessieren mich die «Formen, in denen Menschen sich ›ihre‹ Welt ›angeeignet‹ – und dabei stets auch verändert haben».¹³ Diese Welt und ihre Bedingungen sind gegeben und zugleich produziert, sind ebenso vieldeutig wie vielschichtig, für individuelle wie kollektive Handlungsoptionen offen. Menschen folgen nicht bloß den Codes und Repräsentationen von Bedeutungen und der Wirklichkeit, die sie vorfinden, sondern sie nutzen Bilder, Worte, Praktiken, um sich zu orientieren; sie variieren sie, reiben sich an der Sprödigkeit der Dinge und verändern sie damit ebenso wie die sozialen Verhältnisse. Oder wie Rosa Luxemburg, einen Satz von Karl Marx aus dem «18. Brumaire des Louis Bonaparte» paraphrasierend, schrieb: «Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.»¹⁴

In dieser «neuen deutschen Geschichte» stehen die zeitgenössischen Wahrnehmungen im Mittelpunkt. Der verführerische Blick aus der Retrospektive, in dem das Nachfolgende bekannt ist, in dem gewusst wird, wie sich die Geschichte weiterentwickelt hat und sich daher die Ereignisse gleichsam in eine Kette zu fügen scheinen, deren zeitliche Abfolge häufig und falsch mit Kausalität gleichgesetzt wird, soll in diesem Band vermieden werden. Stattdessen stehen die Sichtweisen der damaligen Akteurinnen und Akteure im Vordergrund. Mit welchen Erfahrungen beurteilten sie ihre Gegenwart? Was erschien ihnen bedeutungsvoll, was weniger wichtig? Welche Erwartungen hatten sie an die Zukunft? Wie weit reichte ihr Horizont und ihre Vorstellungskraft? Welche Schlüsse zogen sie für ihr Handeln?

Damit werden die Optionen, Handlungsmöglichkeiten und Alternativen in der damaligen Gegenwart erkennbar, die im starren Blick auf den «siegreichen» Verlauf der Geschichte zu verschwinden drohen. Erst wenn wir die zeitgenössischen Wahrnehmungen wieder entdecken, werden die Handlungen verständlich, die Entscheidungen nachvollziehbar, die Menschen in einer bestimmten historischen Situation getroffen haben. Die immer wieder gestellte Frage, warum so viele deutsche Jüdinnen und Juden nach 1933 nicht das Land verlassen haben, ist zum Beispiel von einem solch retrospektiven Blick geprägt, der um Auschwitz und den Holocaust weiß. Wer jedoch

in Deutschland Mitte der 1930er Jahre als jüdischer Mensch lebte, erfuhr zweifellos antisemitische Diskriminierung und Entrechtung. Aber nach einer oftmals über hundert Jahre reichenden Familientradition in Deutschland, nach dem 19. Jahrhundert der Emanzipation für jüdische Bürger, nach der Erfahrung von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie war es kaum vorstellbar, dass diese Deutschen den Judenhass bis zum systematischen Massenmord radikalisierten würden. So bedeuteten für etliche Jüdinnen und Juden die Nürnberger Gesetze einen schweren Einschnitt, wurde doch damit die Emanzipation widerrufen. Aber noch dachten viele, dass man mit diesem Unrecht irgendwie umgehen könne, weil die Diskriminierung nun fixiert und deshalb berechenbar geworden sei. Die Novemberpogrome offenbarten dann, wie falsch diese Erwartung gewesen war und welche gewalttätige Radikalität der Verfolgung möglich war. Als der Weltkrieg begann, war ein Entfliehen vor der Vernichtung kaum noch gegeben.

II.

In diesem Buch bilden mehrere Tagebücher – neben denen von Käthe Kollwitz, Oskar Maria Graf und anderen – gewissermaßen einen roten Faden durch die Zeit von 1918 bis 1945. Da ist Luise Solmitz aus Hamburg, am Ende des Ersten Weltkrieges 29 Jahre alt, Tochter einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie und vor ihrer Ehe als Volksschullehrerin tätig, die von 1905 bis 1973 ein ausführliches Tagebuch führte, in dem sie unter anderem aufmerksam die politischen Entwicklungen verfolgte und kommentierte.¹⁵ Das zweite Tagebuch stammt von Matthias Joseph Mehs, 1893 geboren, einem katholischen Gastwirt im kleinen Ort Wittlich in der Eifel. Mehs wurde 1929 für das katholische Zentrum in die Stadtverordnetenversammlung gewählt und begann, die politischen Geschehnisse in Wittlich und in der Region aufzuschreiben und zu reflektieren. Seine Notizen bilden unter anderem die Grundlage für das Kapitel über die nationalsozialistische Machteroberung 1933, weil sie präzise und anschaulich erhellen, wie es den Nationalsozialisten gelang, selbst in einem so katholisch geprägten Ort wie Wittlich, in dem sie noch bei den Wahlen im März 1933 dem Zentrum den ersten Rang überlassen mussten, innerhalb weniger Monate die Hegemonie zu erringen.¹⁶ Neben den umfassenden Aufzeichnungen von Victor Klemperer, dessen Tagebucheinträge zur NS-Zeit immer wieder zitiert werden,

während seine Beobachtungen und Einschätzungen während der Weimarer Republik meist außer Acht gelassen werden,¹⁷ ist das Tagebuch von Willy Cohn, am Ende der Weimarer Republik 45 Jahre alt, der als Lehrer und Historiker in Breslau tätig war, besonders eindrucksvoll.¹⁸ Beide Tagebücher zeigen das prekäre deutsch-jüdische Verhältnis: Willy Cohn als gläubiger Jude, der um die jahrhundertealte Judenfeindschaft wusste und in der Gemeinde Schutz und Solidarität suchte; Victor Klemperer hingegen, der in jungen Jahren zum Protestantismus konvertiert war und sich selbst «nichts als Deutscher oder deutscher Europäer»¹⁹ verstand – und in der NS-Zeit erfahren musste, dennoch als Jude definiert und verfolgt zu werden.

Tagebücher sind seit geraumer Zeit zu einer gängigen Quelle für Geschichten des 20. Jahrhunderts, insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus geworden.²⁰ Allerdings führt die Annahme, in ihnen melde sich ein authentisches Ich unmittelbar und unverfälscht zu Worte, in die Irre. Obwohl in Tagebüchern natürlich ein Ich als Subjekt des Schreibenden wie als Objekt des Beschriebenen eingesetzt ist, stellen sie weniger ein Abbild der geschilderten Innen- und Außenwelt dar als vielmehr ein stets empfundenes, reflektiertes, auch unbewusstes Schreiben der Selbsterforschung, Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung, auch der Selbstdisziplinierung. Tagebücher illustrieren nicht die «große» Geschichte; das Tagebuchschreiben, so Janosch Steuwer in seiner Studie über Tagebücher der Jahre 1933 bis 1939, «stellt eine zentrale Technik der Erfahrungsverarbeitung in der Moderne dar».²¹ Tagebücher lassen sich nur dann in angemessener Weise als Selbstreflexionen und Weltdeutungen lesen, wenn sie zugleich als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden.²²

Dennoch besitzen Tagebücher die Qualität der zeitlichen Nähe, denn anders als später formulierte Erinnerungsberichte schildern Tagebücher in der Regel die Ereignisse, Wahrnehmungen, Gedanken des vorangegangenen Tages. Die Schreibenden kennen den Fortgang der Geschichte nicht. Doch sind sie mehr als nur Chronisten ihrer Zeit. Sie gestalten ihre Wahrnehmungen und schreiben sie in spezifischer Weise auf. Selbst dann, wenn Autoren wie Victor Klemperer ausdrücklich darauf beharren, Zeugnis abzulegen, bleiben ihre Aufzeichnungen eine Melange von Berichten über intime, berufliche, politische Ereignisse, von Reflexionen und Positionierungen im Verhältnis des «Ich» zur Umwelt, nicht zuletzt im Versuch, die «Welt» zu verstehen, auch das Bemühen, das eigene «Ich» als Subjekt, als selbstbestimmter Mensch zu behaupten.

III.

Eine «neue deutsche Geschichte» zu schreiben, heißt, explizit Abschied zu nehmen von den «großen Erzählungen» (Jean-François Lyotard).²³ Sicher entsprechen Großnarrative dem Bedürfnis, nicht nur dem Weltlauf, sondern auch dem eigenen Lebenslauf einen Sinn zu geben, wie schon der Protagonist Ulrich in Robert Musils Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» wusste: «Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. [...] Sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen ›Lauf‹ habe, irgendwie im Chaos geborgen.»²⁴ Aber weist gerade das zerklüftete «Jahrhundert der Extreme» (Hobsbawm) nicht alle Versuche in die Schranken, es mit einer Großerzählung, sei es Modernisierung, Verwestlichung oder Hochmoderne, zu unterlegen? Hobsbawms eigene Unterteilung in ein «Katastrophenzeitalter», das von 1914 bis 1945 reichte, und ein «Goldenes Zeitalter» von 1945 bis 1990 unterstreicht ebenso wie die neuere zweibändige Geschichte Europas von Ian Kershaw mit den bezeichnenden Titeln «Höllenzur» und «Achterbahn» die tiefe Diskontinuität, die der Nationalsozialismus und der Holocaust in der europäischen, ja globalen Geschichte bewirkt haben.²⁵ «Das war wirklich, als ob der Abgrund sich öffnet», sagte Hannah Arendt 1964 im Gespräch mit Günter Gaus, als die Sprache auf Auschwitz kam. «Alles andere hätte irgendwie noch einmal gutgemacht werden können, wie in der Politik ja alles irgendwie einmal wieder gutgemacht werden kann. Dies nicht. Dies hätte nie geschehen dürfen.»²⁶

Diesem Riss muss auch eine «neue deutsche Geschichte» von 1918 bis 1945 entsprechen. Sie kann nicht mehr einen großen Bogen spannen, sondern hat vielmehr die Zerklüftungen, das Zerborstene in den Blick zu nehmen und damit auch andere Darstellungsweisen und Erzählformen zu suchen. Vielleicht hilft sowohl die Erinnerung an die Anfänge der modernen Geschichtsschreibung Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, die eine enge Verbindung zur Literatur besaß, als auch der Blick auf die Literatur des 20. Jahrhunderts wie beispielsweise Alfred Döblins «Berlin Alexanderplatz» oder John Dos Passos' New-York-Trilogie, um sich der Vielfalt von Ausdrucksformen zu vergewissern, die möglich sind.²⁷

Historische Darstellungen erzählen die Geschichte einer Entwicklung, die für das 20. Jahrhundert geradezu klassisch von der Katastrophe ins

Goldene, aus dem Dunkel in das Licht, von der Barbarei in die weltbürgerliche Zivilisation verläuft. Warum, so ließe sich fragen, sind die Formen der Literatur des 20. Jahrhunderts wie Collagen, Dada oder Montagen, die offenkundig der Zerrissenheit des Jahrhunderts weitaus besser Gestalt geben, noch nicht in der Geschichtsschreibung angekommen? Es gibt Ausnahmen: Saul Friedländer gelingt es mit seiner Geschichte der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, Wissen und Erinnerung zueinander in Beziehung zu setzen und eine umfassende Textur zu weben, in der die einzelnen Fäden erhalten bleiben – strenge Wissenschaft als hohe Kunst. Bei ihm ist, wie Jan Philipp Reemtsma beobachtete, immer gleichzeitig alles im Spiel: Zwänge, Nöte, Strukturen, aber auch handelnde Menschen, die von ihrer Freiheit zu handeln bewussten Gebrauch machten. Plötzliche Schnitte, abrupte Perspektivwechsel, wie sie beim Film üblich sind, kennzeichnen Friedländers Stil. Es scheint, als eröffne eben das filmische Narrativ, das mit Bild- und Tonspur und im Bild selbst simultane Perspektiven sicht- und hörbar machen kann, eine Möglichkeit, über den Holocaust – und über das 20. Jahrhundert zu schreiben.²⁸

Daran orientiere ich mich in diesem Buch: In ihm versuche ich nicht, eine Geschichte zu erzählen, sondern Geschichten, die Dissonanzen sichtbar machen sollen. Gegensätze und Widersprüche sollen nicht aufgelöst werden, sondern als konstitutive Elemente einer Spannung bestehen bleiben, unterschiedliche Wahrnehmungen und Sichtweisen nicht integriert, vielmehr ihre Unvereinbarkeit gezeigt werden, Krummes nicht begradigt, Kontingentem nicht im Rahmen einer großen Erzählung ein sinnhafter Platz zugewiesen werden. Das bedeutet auch, das Fragmentarische der Geschichte, die unabdingbaren Leerstellen, all die zahlreichen Momente, über die wir nichts wissen, nicht zu übermalen, sondern ein Bild entstehen zu lassen, in dem auch die fehlenden Mosaiksteine nicht retuschiert werden.

IV.

Der Wille zum Fragment schlägt sich auch in der Struktur dieses Buches nieder. Es folgt dem zeitlichen Ablauf von der Revolution 1918 bis zum Ende der Zweiten Weltkriege und der NS-Herrschaft, aber es erzählt keine kontinuierlich fortlaufende Geschichte. Die zwölf Kapitel fokussieren jeweils auf ein bestimmtes Jahr und werfen Schlaglichter auf deutsche Ge-

schichte. Angeregt von Dan Diners Buch «Das 20. Jahrhundert verstehen» versuche ich nicht, deutsche Geschichte aus einer scheinbar inneren Logik heraus zu schreiben, sondern sie von der Peripherie zu betrachten, von den Rändern, von unten, von außen.²⁹

Auch «das Deutsche» wird in dieser Weise dezentriert. Auf die Frage, was denn «deutsch» sei, gab es und gibt es eine Vielzahl von divergierenden Antworten, die nicht nur mit dem Faktum zu tun haben, dass die deutsche Gesellschaft eine Migrationsgesellschaft ist, in der Menschen mit ganz unterschiedlichen Geschichten und Kulturen leben. Es ist ebenfalls nicht zu übersehen, dass Deutschland seit der Vereinigung und dem Fall des Ostblocks 1989/90 eine neue Rolle in der internationalen Politik spielt und ein neues Selbstverständnis seine historische Selbstvergewisserung nicht mehr in einer Nationalgeschichte finden wird, sondern einen erweiterten, geöffneten Blick erfordert. Dipesh Chakrabarty hat darauf hingewiesen, dass unser europäisches Verständnis von Geschichte sich eng verbindet mit den Erzählungen von Modernisierung, Staatsbürgerschaft, bürgerlicher Öffentlichkeit und Nationalstaat. Er fordert dazu auf, Europa zu provinzialisieren, es nicht mehr als den Nabel der Welt zu betrachten. Die von ihm kritisierten Narrative sollen aber nicht einfach abgestoßen, sondern «mit Erzählungen anderer menschlicher Bindungen» überschrieben werden. Kollektive könnten sich dann auf andere Weise konstituieren und definieren, nicht allein durch die Rituale der Staatsbürgerschaft oder die Tradition der «Moderne», die für die außereuropäische Welt eher ein Alptraum gewesen ist.³⁰

Nicht zuletzt entstand dieses Buch aus der Einsicht heraus, dass nicht noch einmal wiederholt werden muss, was Hans-Ulrich Wehler, Heinrich August Winkler, Hagen Schulze, Hans-Ulrich Thamer, Andreas Wirsching, Ulrich Herbert und andere bereits mit ihren umfassenden, detailreichen Darstellungen geleistet haben. Muss wirklich noch einmal berichtet werden, dass Heinrich Brüning 1930 Reichskanzler geworden ist, was heute schneller bei «Wikipedia» aufgerufen als in einem Buch nachgeschlagen werden kann? Braucht es jetzt nicht «neue deutsche Geschichten», in denen sich ungewöhnliche, ungewohnte Perspektiven öffnen?

In meinem Buch beleuchten die Kapitel jeweils spezifische Felder: wie die unterschiedlichen Zeitebenen und Handlungshorizonte im revolutionären Jahr 1918 oder die Zeitgleichheit von revolutionären Träumen in München und rechter Konterrevolution mit den Verhandlungen des Versailler Vertrages. 1923 war nicht nur ein Jahr schwerer sozialer Verwerfungen durch die

Hyperinflation, sondern auch eine Hochzeit völkischer Agitation. Die Geschichte schwarzer Menschen in Deutschland und die Kontroversen um *race* und *gender* erzähle ich am Beispiel der Tänzerin Josephine Baker, die 1926 ihren ersten Auftritt in Berlin feierte und zwei Jahre später vor den rassistischen Angriffen zurück nach Paris flüchtete. Während «Babylon Berlin» ein idealisiertes Bild der späten zwanziger Jahre liefert, geht es mir im Kapitel zum Jahr 1930 darum, die tatsächlichen Arbeits- und Freizeitverhältnisse insbesondere von jungen Frauen darzustellen und den tiefen Einbruch im Alltag nachzuzeichnen, den die Weltwirtschaftskrise verursachte.

Im Kapitel zur Machteroberung 1933 will ich am Beispiel des katholischen Eifelorts Wittlich zeigen, wie die Nationalsozialisten innerhalb weniger Monate politische Hegemonie vor Ort erringen konnten. Das Jahr 1936 offenbart dann ein vermeintliches Stück «Normalität» und Konsens in der NS-Gesellschaft, vor allem mit dem Spektakel der Olympiade in Garmisch-Partenkirchen und Berlin. Aber zugleich wirft der kommende Weltkrieg seine Schatten im brutalen kolonialistischen Krieg Italiens gegen Äthiopien und im Spanischen Bürgerkrieg voraus, die beide ihren Widerhall in den deutschen Medien wie privaten Tagebüchern fanden. Wie dieses Deutschland von außen betrachtet wurde, legen die Tagebuchnotizen des jungen irischen Schriftstellers Samuel Beckett offen, der Deutschland 1936/37 bereiste. 1938 brach die intendierte nationalsozialistische Gewalt offen aus. Der Anschluss Österreichs war von Pogromen gegen Jüdinnen und Juden in Wien und anderswo begleitet; im Juni werden tausende sogenannter «Asoziale» in einer reichsweiten Polizeiaktion verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt; im Herbst steht Europa angesichts der deutschen Forderungen nach Annexion von Teilen der Tschechoslowakei am Rand des Krieges; im November kumulierte die antisemitische Gewalt im Deutschen Reich in Pogromen und Zerstörungen.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs markierte eine irreversible Zäsur. Nicht die Planung des Vernichtungskrieges in Berlin, die in zahlreichen historischen Darstellungen beschrieben worden ist, stelle ich in den Mittelpunkt, sondern will am Beispiel der Stadt Lemberg/Lwów/Lwiw vor Augen führen, wie stark die rassistische Vernichtungsgewalt des NS-Regimes auf den ethnisierten gewaltsamen Konflikten der Vorkriegszeit aufsetzen konnte. Der Pogrom in Lemberg Anfang Juli 1941 zeigt das Zusammenwirken der verschiedenen Gewalttäter, der nationalistischen ukrainischen Milizen mit der deutschen Wehrmacht und den SS-Einsatzgruppen. Der

Pogrom macht aber auch erschreckend deutlich, dass Kriegsgewalt immer auch sexualisierte Gewalt war, an der sich die Täter nicht zuletzt mit Fotografien und Filmen weideten.

Das Kapitel über den Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden fokussiert auf die Verfolgungspraxis in den Niederlanden wie auf das Vernichtungslager Sobibór, das neben Belzec und Treblinka zu jenen Vernichtungsstätten der sogenannten «Aktion Reinhardt» im besetzten Polen gehörte, in denen 1942/43 annähernd 1,5 Millionen Menschen mit Gas ermordet wurden, darunter auch niederländische Jüdinnen und Juden. Auch hier gilt es, nicht bloß einen Überblick über den Holocaust zu geben, sondern den Erfahrungen der Verfolgten und Überlebenden eine Stimme zu geben, eine «integrierte Geschichte» zu schreiben, wie sie Saul Friedländer gefordert hat.³¹ Im letzten Kapitel schließlich schildere ich die Erfahrungen der letzten Kriegsmonate aus den ganz unterschiedlichen Perspektiven von Luise Solmitz, Joseph Mehs und dem Ehepaar Klemperer, das nach dem katastrophischen Bombardement Dresdens im Februar 1945 mit falschen Papieren in Bayern untertauchte und in der zerfallenden NS-Gesellschaft versuchte zu überleben. Sicherlich sind die Kapitel miteinander verwoben, schon allein durch die durchgängigen Tagebücher, aber sie lassen sich ohne Weiteres auch einzeln lesen. Leserinnen und Leser sind frei, den konventionellen Weg der Chronologie zu verlassen und ihre eigenen Zeiten und Themen zu wählen.

Den Kapiteln sind Fotografien vorangestellt. Sie bilden keine Illustrationen zum Text, auch wenn sie in inhaltlicher Beziehung zu den jeweiligen Kapiteln stehen. Vielmehr sollen die Fotografien eigene visuelle Akzente setzen, die eine Spannung zum Text markieren, ihn überschreiten, mitunter einen Kontrapunkt darstellen, vor allem an den Abstand erinnern, der zwischen dem historischen Ereignis und der heutigen Betrachtung liegt – «Remontagen der erlittenen Zeit», wie es Georges Didi-Huberman formuliert hat.³²

V.

Die Risse, Verwerfungen und Zerklüftungen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts haben Auswirkungen auf unsere Auffassung und Wahrnehmung von Zeit. «Die Vorstellung eines Fortschritts des Menschengeschlechts in der Geschichte», hat Walter Benjamin in seinen Thesen über die Geschichte

geschrieben, «ist von der Vorstellung ihres eine homogene und leere Zeit durchlaufenden Fortgangs nicht abzulösen», und er fährt fort: «Die Kritik an der Vorstellung dieses Fortgangs muss die Grundlage der Kritik an der Vorstellung des Fortschritts überhaupt bilden.»³³

Über Jahrtausende hinweg war der Begriff von Zeit an die wiederkehrenden Rhythmen des Tagesablaufs, der Jahreszeiten sowie der Gestirne und die Erfahrung des eigenen biologischen Alterns gebunden. Erst in der europäischen Neuzeit, so hat uns Reinhart Koselleck gelehrt, öffnete sich der Horizont auf eine gestaltbare Zukunft hin, wurde Zeit als fortschreitende Geschichte gedacht. Und die Industrialisierung benötigte ein Zeitregime unabhängig von der Natur, die das agrarische Leben regelte. Fabrikarbeit wurde in exakt definierten Stunden und Minuten bemessen. Edward P. Thompson hat uns einen anschaulichen Aufsatz über Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus hinterlassen, in dem er unter anderem schildert, wie Taschenuhren im 19. Jahrhundert zu einem Alltagsgegenstand wurden.³⁴

Nicht nur ethnologische Forschungen zu außereuropäischen Gesellschaften, in denen ganz andere Zeitvorstellungen existierten als jene eines homogenen Zeitverlaufs, der mittels des Kalenders und der Uhr gemessen werden könnte, sondern auch die Erfahrungen in der europäischen Moderne selbst, insbesondere im 20. Jahrhundert mit Beschleunigungen, Zeitwirbeln und Zeitzäsuren haben Zweifel an der Vorstellung einer einheitlichen, linearen, für alle gleichermaßen geltenden Zeit bewirkt. Die bekannte Rede von der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, mit der Ernst Bloch zum Beispiel den Nationalsozialismus zu fassen suchte, bündelt den irritierten Eindruck von dieser veränderten Zeiterfahrung. Archaisches und Hypermodernes findet zur selben Zeit und am selben Ort statt und zerstört die Orientierung an Chronologie – für Lebensläufe wie für die Geschichte von Kollektiven, erst recht für Nationen. Wir leben immer in verschiedenen Zeiten. Achim Landwehr nennt dies «Pluritemporalität».³⁵

An dieses Konzept knüpfe ich mit dem Titel «Zerborstene Zeit» an, um für das 20. Jahrhundert deutlich zu machen, dass wir ihm nicht mehr eine Zeitvorstellung zugrunde legen können, die die Ereignisse, Handlungen, Wahrnehmungen in einen gleichmäßig fließenden Zeitstrom einordnet. Es mag für das Ordnen des historischen Materials nützlich sein, der Darstellung die Kalenderzeit zu unterlegen. Aber insbesondere die Selbstzeugnisse, die vielen Stimmen, wie sie zum Beispiel in den Tagebüchern zum Ausdruck kommen, fordern dazu auf, die Vielzeitigkeit dieser Epoche ernst

zu nehmen, die verschiedenen, unterschiedlichen Zeitwahrnehmungen wie Zeitordnungen zu berücksichtigen. Man wird, so die These des ersten Kapitels, die Geschichte der Revolution 1918 kaum schreiben können, ohne auf die voneinander differierenden Zeitregime einzugehen, die bei den verschiedenen Akteurinnen und Akteuren herrschen. Die Panik der Obersten Heeresleitung im September, die darauf drängte, innerhalb weniger Tage einen Waffenstillstand abzuschließen; der gedehnte Zeitraum, in dem sich das Reichskabinett im Notenaustausch mit dem US-Präsidenten Wilson glaubte; die rasante Beschleunigung, mit der sich hingegen gleichzeitig die Forderung nach Abdankung Wilhelms II. verbreitete; und schließlich die nervöse Zeit der Revolutionäre, die den richtigen Moment des Aufstands bestimmen mussten – all diese Zeitordnungen bestimmten das Geschehen in der zweiten Jahreshälfte 1918.

Ebenso sorgten die Erlebnisse von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, in dem maschinelle Vernichtungswaffen und industriell hergestellte Kampfmittel wie Giftgas Zehntausende von Männern innerhalb von Sekunden und Minuten töten konnten, oder vom Jahr 1923, in dem Vermögen sich in kürzester Zeit in Luft auflösten und bürgerliche Werte im Wirbel der Hyperinflation zerstoben, für krisenhafte Zeiterfahrungen. Man blieb allein und verloren in der Gegenwart, ohne sicheren Bezug zur Vergangenheit und mit großer Unsicherheit, was die Zukunft betraf. Dass es den Nationalsozialisten gelang, den «Volksgenossinnen» und «Volksgenossen» mit der Verheißung einer großartigen Zukunft eine solche Gewissheit zu versprechen, war wesentlicher Teil ihres Erfolgs. Für alle Ausgegrenzten, «Fremdvölkischen», «Gemeinschaftsfremden» dagegen verdüsterte sich die Zukunft, sie wurde unberechenbarer und bedrohlicher. Dass die Zeit zerborsten war, gehörte zu den Grunderfahrungen des 20. Jahrhunderts in Europa.

VI.

Das gilt auch für die Forschenden selbst, die wir in einer spezifischen Gegenwart leben mit einem ungewissen Blick in die Zukunft und mit je eigener Vergewisserung durch die Vergangenheit. Nicht die Vergangenheit, die unwiederbringlich vergangen ist, erforschen wir, als vielmehr die wenigen Relikte, die von ihr überliefert sind. Diese Fragmente interpretieren und deuten wir, begreifend, dass sie zum einen uneinholbar fremd bleiben und zum

anderen von uns in eine Ordnung gebracht werden müssen, die mehr die unsre als die ihrige ist. Sich der Unterschiede zwischen den Zeiten bewusst zu sein, sie nicht kausal miteinander zu verbinden, ihnen einen Zeitpfeil zu unterlegen, der schnurstracks von der Vergangenheit in die Zukunft weist, vielmehr zu akzeptieren, dass das Nacheinander auch ein Durcheinander ist, das nicht in einer linearen Erzählung, in einer Geschichte aufgeht, ist eine unerlässliche Voraussetzung, Geschichte zu schreiben.

Nicht zuletzt gilt es, die eigene Relationierung zu den Zeiten in Rechnung zu stellen und damit die Bezüge zwischen anwesenden und abwesenden Zeiten zu untersuchen. Was menschliche Lebewesen in besonderer Weise auszeichnet, ist der Umstand, dass sie «Verbindungen etablieren können zu Abwesendem, Vorgestelltem, Erdachtem oder nur sprachlich Vorhandenem. So können sie auch Relationen aufbauen zu Wirklichkeiten, die nicht mehr oder noch nicht existieren – also zu vergangenen und zukünftigen Welten».³⁶ Darin läge in der Tat eine spannende Herausforderung historischen Denkens im 21. Jahrhundert: Beziehungen herzustellen zu vergangenen Wirklichkeiten, die Wahrnehmungen und Sichtweisen der damals Handelnden zu erkunden, das Unvorhersehbare zu schildern und dabei die eigene Vielzeitgebundenheit im Blick zu behalten.

Ich habe vielen Menschen zu danken, die mich in den vergangenen Jahren beim Forschen und Schreiben unterstützt, angeregt, ermuntert haben. In zahlreichen Gesprächen konnte ich meine Überlegungen, Absichten, Zweifel mit Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden diskutieren. Etliche ihrer Hinweise, Einwände, Argumente haben mir sehr geholfen, vor allem ermutigt, an dem Buch weiterzuarbeiten. Auch wenn ich als Autor genannt bin und selbstverständlich die Verantwortung für dieses Buch, auch seine Fehler und Unzulänglichkeiten, allein trage, beruht es doch auf vielen Diskussionen, dem gemeinsamen Nachdenken mit anderen. Nicht alle kann ich an dieser Stelle nennen, ich möchte mich aber ausdrücklich bedanken bei Linde Apel, Martin Bauer, Marc Buggeln, Iris Därmann, Sina Fabian, Valentin Groebner, Anke te Heesen, Werner Konitzer, Dirk van Laak, Per Leo, Thomas Lindenberger, Mark Roseman, Peter Schöttler, Stefanie Schüler-Springorum, Bernd Ulrich, Gerhard Wolf und – auch nach ihrem Tod stets präsent – Alf Lüdtke, Axel Schildt und Inge Marßolek.

Keinen geringen Anteil an der Entwicklung dieses Buches haben die Seminare mit den Studierenden der Humboldt Universität Berlin, an der ich in den vergangenen Jahren tätig war, ebenso wie die Diskussionen mit den Doktorandinnen und Doktoranden. Es war für mich ein besonderes, ja auch beglückendes Erlebnis, die klugen, unvoreingenommenen und unangepassten Überlegungen von jungen Historikerinnen und Historikern zu hören, zu bedenken, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. In solchen Momenten schien auf, was Universität bedeuten und leisten kann.

Grete-Rahel Eschrich und Weicheng Huang danke ich für die Unterstützung beim Literaturverzeichnis und Register. Vor allem danke ich meinen Lektoren Detlef Felken und Jörg Später für die vertrauensvolle gemeinsame Arbeit an diesem Buch, für ihren Zuspruch, die hilfreichen Anmerkungen und Vorschläge, insbesondere für die Geduld, die sie mit mir hatten.



*Demonstranten am 9. November 1918 in Berlin,
Unter den Linden. (Fotograf: Otto Haeckel)*

1.

Moskau – Washington – Berlin 1918

Am 12. November 1918 trat der Moskauer Sowjet zusammen und beschloss unter anderem, Agenten und Agitatoren nach Deutschland zu senden, um die Revolution dort zu unterstützen. Die feste Überzeugung, dass nur der Sieg proletarischer Revolutionen in Europa, allen voran in Deutschland, das Überleben der sowjetischen Regierung sichern würde, bestimmte sowohl das Handeln der bolschewistischen Führung als auch das von lokalen Parteigruppen. Zahlreiche Parteizellen und Gewerkschaftsvertretungen in Russland schickten Grußadressen an Karl Liebknecht und an die deutschen Arbeiter nach Moskau mit der Bitte, sie nach Berlin weiterzuleiten.¹

Die russische Revolution, die im Februar 1917 begann und mit dem Sturz des Zaren unter Beweis stellte, dass die alten Mächte nicht mehr sakrosankt waren, beflügelte auch in Deutschland die Hoffnung, der Krieg könne nun ein Ende finden. Die sozialdemokratische Presse berichtete über den Aufruf des Petrograder Sowjet Ende März an die Völker der Welt, insbesondere an die deutschen Arbeiter, sich «vom Joch Eures halbautokratischen Regimes» zu befreien, sich nicht mehr «zum Werkzeug der Eroberung und Gewalttätigkeiten in den Händen von Königen, Grundbesitzern und Bankiers» zu machen und den Krieg zu beenden. Der Parteiausschuss der Mehrheitssozialdemokratischen Partei begrüßte Mitte Mai 1917 mit «leidenschaftlicher Anteilnahme den Sieg der russischen Revolution und das durch ihn entfachte Wiederaufleben der internationalen Friedensbestrebungen».² Das Geschehen in Russland, so ein Hamburger Polizeibericht aus dem April 1917, hätte seine Wirkung auf die Massen nicht verfehlt. Man höre doch des Öfteren, dass man es nur so machen müsse wie in Russland, dann würde alles bald anders werden.³ In jenem Monat gingen in Berlin rund 300 000 Menschen auf die Straße, um gegen die Kürzungen der Brot-

ration zu demonstrieren. Ähnliche Aktionen folgten in Leipzig, Braunschweig, Halle und Magdeburg. Zu Ostern gründete sich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), die sich wegen der Burgfriedenspolitik von der Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) trennte und für ihre Antikriegspolitik regen Zulauf erhielt.⁴ Der Militärstaat reagierte hart, verhaftete Streikführer und zog einige tausend Aktivisten als Soldaten zum Frontdienst ein.⁵

In diesem Kapitel stehen das Jahr 1918 und die Entwicklungen im Mittelpunkt, die zur Revolution Anfang November führten. Nicht nur in Deutschland, auch in den anderen europäischen Ländern traten die revolutionären Kräfte hervor, die, gestärkt durch die Revolution in Russland, den Krieg, dem Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren, beenden und die Institutionen, die für den Krieg verantwortlich gemacht wurden wie das Militär, die Monarchien, die herrschenden Klassen der Kapitalisten und Großgrundbesitzer zu Fall bringen wollten.⁶ Dabei darf nicht aus dem Blick verloren werden, dass – so widerstandslos «die Kronen auf das Pflaster rollten», wie es der USPD-Vorsitzende Hugo Haase formulierte – es dennoch die Konterrevolution gab. So unsichtbar sie angesichts der öffentlichen Präsenz der Revolutionäre erschien, so wirksam war sie im Hintergrund und so mächtig erwies sie sich im Januar 1919, wobei sie nicht nur die alten Eliten umfasste, sondern sich durchaus auf einen großen Teil der deutschen Gesellschaft stützen konnte.

Es geht in diesem Kapitel auch um Zeitstrukturen, unterschiedliche Zeitexpectationen und Zeitregime. Während es der Obersten Heeresleitung im September nach dem Scheitern der Sommeroffensive und dem alliierten Durchbruch an der Westfront gar nicht schnell genug gehen konnte, ein Waffenstillstandsangebot an den US-Präsidenten Wilson zu senden, glaubte Wilhelm II. bis in den November hinein, alle Zeit der Welt zur Verfügung zu haben. Für die Revolutionäre war es ungemein wichtig, den richtigen Zeitpunkt für den Aufstand zu finden, als im Oktober spürbar wurde, wie die Zeit drängte, wohingegen die SPD-Führung gerade noch rechtzeitig ihre Politik wechselte, um nicht von der revolutionären Erhebung aus der Zeit geschleudert zu werden.

Januarstreik

Der Sieg der Bolschewiki in St. Petersburg und Moskau im Oktober/November 1917 hatte jene russische revolutionäre Fraktion zur Macht gebracht, die, um freie Hand im Innern zu haben, einen Friedensschluss wollte. Der Waffenstillstand, der Anfang Dezember in Kraft trat, brachte dem Deutschen Reich die ersehnte Entlastung vom Zweifrontenkrieg. Die Bolschewiki wiederum hofften auf die Revolution in Europa und spielten bei den Friedensverhandlungen auf Zeit, was die deutsche Seite zum Anlass nahm, weiter militärisch vorzurücken und nicht-russische Nationalbewegungen, insbesondere in der Ukraine, zu unterstützen. Als die deutschen territorialen Forderungen immer maßloser wurden, brach Trotzki die Verhandlungen ab, woraufhin deutsche Truppen im Februar 1918 Minsk eroberten und ein unabhängiges Weißrussland proklamierten.

Der Wille zur imperialen Neuordnung Osteuropas unter deutscher Führung war unverkennbar, aber die bolschewistische Position zu schwach, dem entgegentreten zu können. Somit war die Anerkennung des Diktatfriedens unausweichlich; dennoch musste Lenin sein ganzes politisches Gewicht in die Waagschale werfen, um die sowjetische Führung zur Zustimmung zu bewegen. Er argumentierte, dass die russische Revolution um der Weltrevolution willen überleben müsse und man bald mit der deutschen Revolution rechnen könne, die den Vertrag dann obsolet werden ließe. Durch den Vertrag von Brest-Litowsk vom 3. März 1918 musste Russland etwa ein Drittel seiner städtischen Bevölkerung, fast alle nicht-russischen Gebiete des einstigen zaristischen Imperiums, eine Fläche etwa zweimal so groß wie das Deutsche Reich, 89 Prozent der Kohlebergwerke und 73 Prozent der Eisenindustrie abtreten. Dieser Diktatfrieden gegen Sowjetrussland fiel erheblich härter aus als der spätere Versailler Vertrag für Deutschland. Er offenbarte den unbeirrten imperialistischen Willen der Führung des Kaiserreichs und diskreditierte jede vorher bekundete Bereitschaft für einen Verständigungsfrieden.⁷

Bereits im November 1917 begann mit dem sowjetrussischen Friedensangebot eine neue Protestwelle der Arbeiterschaft in Deutschland. In Kundgebungen von USPD und MSPD in mehreren deutschen Großstädten mit Ebert und Scheidemann als Rednern forderten Tausende das Ende des Krieges. Nicht zuletzt die Furcht, ein Friedensabkommen mit der Sowjet-

regierung könnte wegen der maßlosen Forderung der deutschen Seite scheitern, löste Ende Januar erneut Massenstreiks aus, nachdem schon Mitte Januar bereits in Österreich ein Generalstreik, dem sich allein in Wien 100 000 Arbeiterinnen und Arbeiter anschlossen, die österreichische Regierung hatte zwingen sollen, radikale Kürzungen der Brot- und Mehrlationen zurückzunehmen.⁸

Die Massenstreiks in Deutschland, beginnend mit dem 28. Januar 1918, wurden von den gewerkschaftlichen Obleuten in den Betrieben organisiert, während sich die Gewerkschaftsführungen abseits hielten und kein Streikgeld zahlten. Allein in Berlin traten rund 400 000 Arbeiterinnen und Arbeiter, vor allem aus den Rüstungs- und Metallfabriken, in den Ausstand. Innerhalb weniger Tage breiteten sich die Streiks auch in anderen Industriestädten wie Kiel, Hamburg, Magdeburg aus, so dass schließlich über eine Million Menschen die Arbeit niederlegten und ein Bündel an Forderungen vortrugen: die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, ein Frieden ohne Annexionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das freie, gleiche, allgemeine Wahlrecht, ein Ende des Belagerungszustandes, die Freilassung der politischen Gefangenen und schließlich Pressefreiheit. Gleich am 28. Januar versammelten sich im Berliner Gewerkschaftshaus rund 500 Delegierte aus den bestreikten Betrieben, die sich den Namen «Arbeiterrat Groß-Berlin» gaben. Ein Aktionsausschuss von zehn Personen wurde gewählt, darunter auch eine Frau, Cläre Casper; hinzu sollten USPD und MSPD je drei Vertreter entsenden. Die Unabhängigen schickten Hugo Haase, Georg Ledebour und Wilhelm Dittmann und die Mehrheitssozialdemokraten, die den Anschluss an die Massen in Aktion nicht verlieren und zugleich mäßigend wirken wollten, sandten Philipp Scheidemann, Otto Braun und Friedrich Ebert.⁹

Der Staat reagierte mit harter Hand. Das Oberkommando verbot den Streik, verkündete den verschärften Belagerungszustand und setzte außerordentliche Kriegsgerichte ein. Wilhelm Dittmann wurde verhaftet und später zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, Philipp Scheidemann von der Polizei verprügelt.¹⁰ «Seit 3 Tagen Streik der Munitionsarbeiter», notierte die damals 50-jährige Malerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz in ihrem Tagebuch. ««Frieden – Freiheit – Brot». Heut ging ein großer Zug vom Bülowplatz aus, wo Schutzleute räumten, durch die Prenzlauer Allee.»¹¹ Dennoch wurde der Streik fortgesetzt; die Konfrontation eskalierte. In Berlin-Charlottenburg und auf dem Alexanderplatz errichteten die streikenden

den Arbeiter Barrikaden aus Straßenbahnwaggons, um den Straßenbahnverkehr zu unterbrechen. Sowohl auf Seiten der Polizei wie auf Seiten der Demonstranten gab es etliche Verletzte.¹²

Daraufhin stellte Anfang Februar das Oberkommando sieben Berliner Großbetriebe unter militärische Leitung. Das bedeutete, dass den Arbeiterinnen und Arbeitern eine Bestrafung nach Kriegsrecht drohte, wenn sie nicht die Arbeit wieder aufnahmen. Das Kräfteverhältnis war ungleich, und so entschied der Aktionsausschuss, dem die sozialdemokratischen Vertreter mittlerweile fernblieben, den Streik am 3. Februar abubrechen. Für die Mehrheitssozialdemokratie markierte der Januarstreik einen «Tiefpunkt ihres politischen Einflusses und Ansehens» (Susanne Miller).¹³ Angetreten, um zwischen Regierung und Arbeiterschaft zu vermitteln, scheiterten ihre Bemühungen um Mäßigung an der Härte der staatlichen Reaktion; zugleich wurde die Distanz zwischen sozialdemokratischer Führung und betrieblicher Basis deutlich. Der Führer der Obleute, der Dreher Richard Müller, der als «Rädelsführer» nach dem Ende des Streiks zum Militärdienst eingezogen wurde und erst im September wieder nach Berlin zurückkehrte, schilderte im Rückblick die Atmosphäre so: «Die Arbeiter fühlten sich nicht geschlagen, sondern als Kämpfer, die den Rückzug antreten, um mit stärkerer Kraft vorzustoßen. Aus der geschaffenen Stimmung klang es überall heraus: wir brauchen Waffen, wir müssen unsere Propaganda in das Heer tragen. Nur eine Revolution bringt uns Rettung.»¹⁴ In den Worten Arthur Rosenbergs, des ersten Historikers der Weimarer Republik, zeigte der Januarstreik, dass «der deutsche Staatsorganismus todkrank war».¹⁵

Scheitern der Frühjahrsoffensive

Für General Erich Ludendorff, der zusammen mit Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg seit August 1916 die Oberste Heeresleitung (OHL) bildete, eröffnete sich nach dem Ausscheiden Russlands und dem Ende des Zweifrontenkrieges endlich die Möglichkeit, mit den frei gewordenen Divisionen aus dem Osten die entscheidende Schlacht an der Westfront schlagen zu können. Allerdings brauchte man, um die imperiale Herrschaft in Osteuropa zu behaupten, auch dort noch viele deutsche Soldaten – ein deutlicher militärischer Nachteil, der zugleich offenbart, wie sehr das Deutsche Reich an seinen imperialistischen Zielen im Osten festhielt und selbst

das Risiko einging, zu wenig Soldaten für die Offensive an der Westfront zu besitzen.

Ludendorff, zu diesem Zeitpunkt 53 Jahre alt, der nach der Schulzeit eine Laufbahn als preußischer Berufsoffizier eingeschlagen und es zum Ersten Generalquartiermeister und Stellvertreter Hindenburgs gebracht hatte, stand auf dem Höhepunkt seiner Karriere.¹⁶ Sicherlich war Hindenburg der populärere Heeresführer; Ludendorff brachte jedoch die Energie, den Willen und die organisatorische Kompetenz ein, mit der er nach Bethmann-Hollwegs Sturz als Reichskanzler im Juli 1917 zum faktischen Militärdiktator in Deutschland avancierte. Doch war Ludendorff mehr ein Willensmensch als ein verantwortlicher Politiker, mehr ein an taktischen Vorteilen orientierter Militär, der alles auf eine Karte setzte, als ein strategischer Feldherr, der die Möglichkeiten des Scheiterns mitbedachte. Gegenüber dem späteren Reichskanzler Max von Baden erklärte Ludendorff im Februar 1918 auf die Frage, was geschehen solle, wenn die Offensive misslänge: «Dann muß Deutschland eben zugrunde gehen.»¹⁷

Am 21. März 1918 begann der deutsche Angriff, brachte zunächst einige Landgewinne, blieb dann aber stecken, und auch die folgenden kleineren Vorstöße bis Juli konnten nur geringe Erfolge zeitigen. Die deutschen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen betrugen annähernd 400 000 Soldaten, ebenso viele wie auf alliierter Seite. Trotz dieser immensen Opfer war die beabsichtigte Entscheidungsschlacht nicht gewonnen worden – und Ende Juli erfolgte die alliierte Gegenoffensive. Am 8. August brachen die alliierten Truppen, die neben Infanterie, Artillerie und Flugzeugen vor allem britische Panzer einsetzten, bei Amiens tief in die deutsche Frontlinie ein und zwangen die deutsche Armee zum Rückzug. An einen militärischen Sieg über die Alliierten war von nun an nicht mehr zu denken.¹⁸

Auf der Sitzung des Kronrates am 14. August, an dem der Kaiser, der Kronprinz, Reichskanzler Georg Graf von Hertling, der Staatssekretär des Auswärtigen Paul v. Hintze, Hindenburg und Ludendorff und andere Militärs teilnahmen, wurde die militärische Lage dennoch weiterhin beschönigt: Man wollte warten, bis sich ein militärisch günstigerer Moment einstellen würde, um dann diplomatische Friedenschritte zu unternehmen. Dieser Moment fand sich nicht, im Gegenteil, die militärische Lage verschlechterte sich durch den alliierten Vormarsch zusehends. Im Südosten Europas brach die bulgarische Front zusammen; Österreich scherte